Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 42 (1966-1967)
Heft: 12

Artikel: Freundschaft - durch die Post
Autor: Meier-Hirschi, Ursula
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1079721

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Freundschaft - durch die Post

Von Ursula Meier-Hirschi

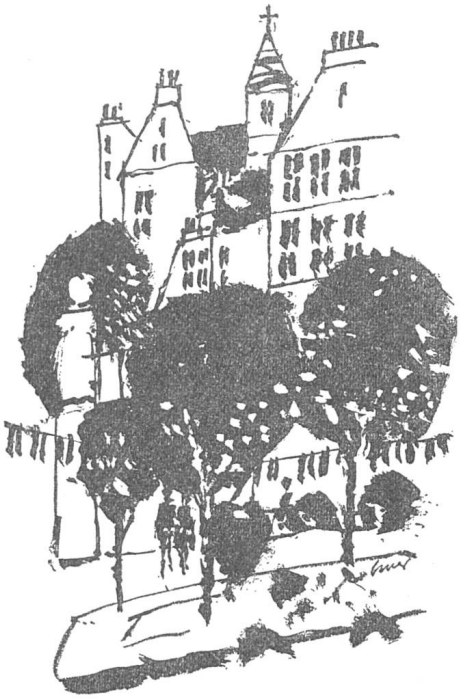
Als ich dicke, geringelte Kniesocken trug – sie waren damals noch nicht Mode –, als ich mitten in jenem Alter steckte, das aus zahmen Mädchen starrköpfige Wesen macht, erhielt niemand in unserer Familie so viele Briefe wie ich. Schon äußerlich fielen sie auf. Ich war sehr stolz auf sie. Fremdländische Marken prangten auf den Umschlägen, und um die Ortsnamen auf den Poststempeln aussprechen zu können, mußte man sich beinahe die Zunge verrenken.

Die Briefe stammten von meinen Brieffreundinnen und kamen aus den verschiedensten Ländern. Die Adressen hatte ich in Jugendzeitschriften gefunden oder vom Pro Juventute-Briefwechseldienst bekommen. Meist begann ein solcher Briefwechsel mit einigen einfachen, aber für ein Schulmädchen sehr wichtigen Fragen: «Wie alt bist Du? Wie siehst Du aus? Gehst Du gerne zur Schule? Was machst Du an Deinen freien Nachmittagen?» – Mit jedem Brief konnte ich mir die fremden Mädchen besser vorstellen. Wenn wir dann – meine Briefpartnerinnen irgendwo in einem anderen Land und ich in der Schweiz – allmählich die gleichen Vorlieben und Abneigungen entdeckten und uns für einen gleichen Gegenstand begeistern konnten, dann war unsere Freundschaft besiegelt. Diese Brieffreundinnen hatten nämlich meinen Schulkameradinnen eines voraus: sie hatten die gleiche gute Eigenschaft wie ein Tagebuch, sie waren verschwiegen. (Oder zumindest konnte es mir bei der Entfernung nichts anhaben, wenn sie es nicht waren!) Was aber ein Tagebuch nie zustandebringt, war bei ihnen selbstverständlich: sie antworteten. Sie schilderten mir ihre eigenen Freuden und Sorgen. Wir vertrauten einander und verstanden uns.

Die Zeit der kleinen Geheimniskrämereien, der Mädchentuscheleien und des triumphierenden Gefühls, mehr Briefe als die übrige Familie zu erhalten, ist vorbei. Ich bin verheiratet, besorge meinen kleinen Haushalt und gehe daneben meinem Beruf als Werbetexterin nach. Das Briefschreiben – und das Briefe-Bekommen – macht mir noch immer Freude. Bei allen jenen Hausarbeiten, die mich nicht gerade begeistern, wirkt die Aussicht, mich nachher vor den weißen Briefblock setzen zu können, wie ein Zükkerchen. Das Putzen zum Beispiel geht mir viel rascher von der Hand, wenn ich mir dabei den Inhalt meines nächsten Briefes ausdenke. – Verschiedene meiner früheren Brieffreundschaften bestehen denn auch heute noch.

Marika

Vor elf Jahren lernte ich Marika kennen. Damals strickten wir in der Schule Wolldecken für die ungarischen Flüchtlinge und schickten dem Roten Kreuz Schokolade zur Verteilung an ungarische Kinder. In mein Päckchen legte ich eine Karte mit meiner Adresse. Eines Tages kam ein Brief aus Ungarn: «Liebe Freundin in der Schweiz! Ich bin zwölf Jahre alt und heiße Marika Bardos. Deine Schokolade war die erste, die ich gegessen habe in meinem Leben. Meine Eltern sind Lehrer. Bitte schreibe mir bald wieder!»



Marika konnte kein Deutsch. Ihre Mutter übersetzte unsere Briefe. Wie brannte ich darauf, zu erfahren, was sich in Ungarn ereignete! Von den Menschen, die dort lebten, wollte ich es erfahren, nicht nur aus den Zeitungen. – Aber Marika hätte ebensogut in einem anderen Land wohnen können. Getreulich erzählte sie mir von ihren Schulzeugnissen, von ihren Ferien und von ihrer kleinen Schwester Christine, oder sie schrieb mir lange Dankesbriefe für Kleiderpakete. Nur die Lebensbedingungen unter dem russischen Regime erwähnte sie mit keinem Wort, auch nicht andeutungsweise. Ich wagte nicht, offen danach zu fragen, vielleicht wurden die Briefe unterwegs geöffnet. – Einmal schrieb Marika, daß sie und Christine jetzt allein mit ihrer Mutter in eine Zweizimmerwohnung gezogen seien. Ihr Vater sei krank; er trinke.

Dann, es sind ungefähr drei Jahre her, lernte ich Marikas Mutter kennen. Zusammen mit einigen ihrer Landsleute hatte sie die Erlaubnis erhalten, eine Reise in den Westen zu unternehmen. Am Bahnhof erkannte ich sie schon von weitem. Sie trug einen Jupe, den ich mir als junges Mädchen aus einem grellfarbigen Stoff genäht hatte. Da er mir bald einmal verleidet war, hatte ich ihn nach Ungarn geschickt. Das war eine angenehme Art gewesen, ihn mit gutem Gewissen los zu werden. Nun beschämte mich sein Anblick, und mir wurde bewußt, mit welcher Selbstverständlichkeit wir uns dauernd neue Dinge kaufen.

Als ich mit Frau Bardos und ihren Bekannten in einem Restaurant auf das Mittagessen wartete, baten sie mich, keine Fragen über Ungarn zu stellen, und blickten dabei verstohlen um sich. Erst bei mir zu Hause begannen sie ein wenig mehr zu erzählen, sachlich, knapp und noch immer zurückhaltend. Ich erhielt eine ungefähre Ahnung von der Mühsal des ungarischen Alltags, wo der Verdienst nur knapp zum Leben ausreicht, wo die Lebensmittel teuer, Kleider beinahe unerschwinglich und viele Dinge,

die bei uns zu den täglichen Selbstverständlichkeiten gehören, gar nicht erhältlich sind. Ich bekam große Achtung vor der Tapferkeit meiner Gäste, die zum Schluß lächelnd meinten: «Wir schlagen uns schon irgendwie durch. Wir kennen nämlich ein Versteck, wo wir uns zu Gottesdiensten treffen können.»

Längst sind meine ungarischen Bekannten wieder zu ihren Familien zurückgekehrt. Marika und jetzt auch ihre Mutter schreiben mir regelmäßig Briefe, die sich kaum von jenen, die wir vor dem Besuch tauschten, unterscheiden. Aber ich weiß jetzt, was Briefe aus dem Westen meinen Freunden in Ungarn bedeuten. «Jede kleine Neuigkeit aus der Schweiz ist für uns ein Ereignis», hat mir Marikas Mutter damals gesagt, «denn diese Briefe sind für uns die Gewißheit, daß jemand an unserem Leben Anteil nimmt.»

Marie-Josée

Passé simple, subjonctif, unregelmäßige Verben – einmal beherrschten wir sie wie am Schnürchen. Aber jetzt, nach seltenem Gebrauch, steht es oft schlimm mit den Finessen fremder Sprachen. Das stellte ich nach der Lektüre eines französischen Buches fest und überlegte, wie ich meine Kenntnisse auffrischen könnte. Weshalb nicht französische Briefe schreiben? Ich suchte mir eine französisch sprechende Brieffreundin und fand sie in einer kleinen Stadt vor Paris.

Der Inhalt der Briefe, die Marie-Josée und ich wechseln, ist sehr unproblematisch. Wir wälzen keine welterschütternden Fragen. Schriftliches Grübeln und Diskutieren sagt meiner Freundin nicht zu, und so beschränken wir uns auf die kleinen Alltäglichkeiten. Sie schreibt mir von Jean, ihrem Verlobten, von ihren Freundinnen, von ihrer Arbeit auf einem Ingenieurbüro. Sie schildert mir die gesellschaftlichen Anlässe ihrer Stadt, den Winterball, zu dem alle ledigen Töchter zwischen 20 und 25 Jahren eingeladen werden, das Blumenfest, das die mittelalterlichen Gassen in ei-

Illustrationen
Fred Bauer

nen bunten Garten verwandelt. Manchmal klagt sie auch über Liebeskummer und beschwert sich, daß der Fußballmatch am Sonntag für Jean wichtiger sei als ein Spaziergang mit ihr.

So unbeschwert Marie-Josée und ihre Briefe sind, zweimal im Jahr bringt sie mich in ein großes Dilemma, nämlich vor Weihnachten und vor ihrem Geburtstag. Sie pflegt mich jeweils mit verschnörkelten porzellanenen Döschen und Tellerchen und anderen Nippsachen zu überraschen, mit Dingen, die ganz und gar nicht zu meiner übrigen Einrichtung passen wollen. Ich gerate dann in einen Zwiespalt, ob ich ihr nun ein Schweizer Souvenir nach ihrem Geschmack senden soll – was ich nur ungern tue, weil ich diese Dinge ziemlich scheußlich finde –, oder ob ich etwas wähle, das ich mit gutem Gewissen als «echt schweizerisch» ins Ausland schicke, das dann aber wahrscheinlich Marie-Josée weniger erfreut. Da ich keine bessere Lösung fand, habe ich mich zu einem Kompromiß entschlossen: das Weihnachtsgeschenk entspricht Marie-Josées Schönheitssinn, das Geburtstagsgeschenk mehr dem meinen.

Mit meinem Französisch übrigens nimmt Marie-Josée es sehr genau. Am Ende jedes Briefes macht sie mich auf meine grammatikalischen Fehler aufmerksam und gibt mir Ratschläge zu deren Verbesserung.

Nicht alle Brieffreundschaften sind von langer Dauer. Wenn sie scheitern, sind meistens Sprachschwierigkeiten der Grund. Während einiger Monate tauschte ich Briefe mit einer finnischen Graphikerin. Ich verstehe kein Wort Finnisch, und Tertu beherrschte außer ihrer Muttersprache nur Schwedisch und sehr wenig Englisch. Für uns beide war dieser Briefwechsel ziemlich mühsam. Der Elan zum Schreiben fehlte, und die Briefe blieben schließlich aus.

Mrs. Weigand

Mrs. Weigand ist die einzige meiner Briefpartnerinnen, die ich in persona gesehen habe. Während meines Studienaufenthaltes in Amerika war ich einmal drei Tage lang Gast in ihrer sechsköpfigen Familie. Aus meinem Versprechen beim Abschiednehmen, eine Karte aus der Schweiz zu schikken, hat sich ein reger Briefwechsel entwickelt.

Mir scheint, Mrs. Weigand entspreche sehr genau dem Bild, das man sich bei uns von einer Amerikanerin macht. Sie ist unternehmungslustig, unkompliziert, wirkt in den verschiedensten Institutionen ihrer Stadt mit und sieht stets frisch und munter aus. Sie und ihr Gatte, ein Augenarzt, sind begeisterte Pfadfinder, und die ganze Familie außer dem dreijährigen John geht im Sommer in Lager und auf Wanderungen, von denen sie in ihren Briefen erzählt. Die Kinder kritzeln jeweils ihre eigenen Erlebnisse auf den Rand der Briefe. Mrs. Weigand hat während ihrer Collegezeit Deutsch gelernt und ist jedesmal begeistert, wenn ich ihr Zeitungsausschnitte mit Beiträgen über die Schweiz beilege.

Setsuko

In eine ganz andere Welt versetzen mich die Briefe von Setsuko, meiner japanischen Brieffreundin. «Hinter un-

Freundschaft

serem Haus fließt ein kleiner, schmutziger Fluß vorbei», heißt es da zum Beispiel. «Goldene Blätter des Gingkobaumes schwimmen im Herbst auf seinem trägen Wasser. Durch das Geäst der Föhren schimmert das rötliche Holz eines kleinen Tempels.» Manche Abschnitte in Setsukos Briefen erinnern an die lyrischen Miniaturen japanischer Dichter.

Setsuko verzichtete zu Gunsten ihrer Brüder auf ein Universitätsstudium. Sie heiratete und zog mit ihrem Gatten, einem Zahnarzt, in eines jener typischen japanischen Holzhäuser, die heute noch auf dem Land und in den Vororten zu finden sind, während sie in den Städten den großen Wohnblökken weichen mußten.

Setsukos großes Anliegen ist das Erhalten und Pflegen der japanischen Tradition. Niemand würde ihr Haus betreten, ohne vorher die Schuhe ausgezogen zu haben. Wände und Schiebetüren aus Papier – von Setsuko mit zarten Blumenmotiven bemalt – trennen die vier Zimmer des Hauses. Am Abend versammelt sich die Familie um das Kotatsu, das Becken mit glühender Holzkohle und dem tischartigen eisernen Gestell darüber, das in die Bodenvertiefung in der Mitte des Wohnraumes gestellt wird. Man ißt, liest, hört Musik und plaudert.

Oft unterhalten wir uns über die ganz praktischen Fragen unseres Haushalts. «Was Zeitersparnis bei

Hausarbeiten betrifft», schrieb Setsuko einmal, «so haben wir den europäischen Frauen etwas voraus. Eine uralte Gewohnheit macht für uns das Waschen und Bügeln von Leintüchern und Kissenanzügen überflüssig. Wir breiten am Abend eine gut gepolsterte Decke aus. Das ist die Schlafstatt der Japaner. Am Morgen schüttelt jedes Familienglied seine Schlafdecke tüchtig aus und versorgt sie wieder im Schrank.»

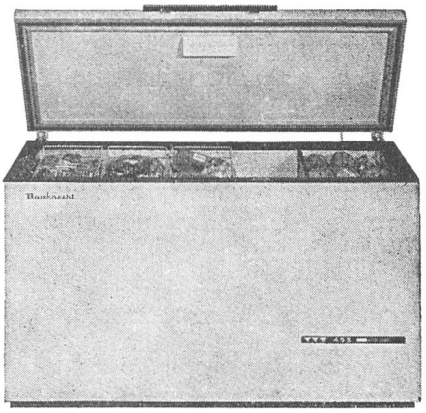
Wenn ich Setsuko von unseren Volksbräuchen, von der Basler Fasnacht, vom Zürcher Sechseläuten und vom Kinderfest in unserer Stadt erzähle, schildert sie mir in ihrem nächsten Brief die japanischen Feste: «Kannst Du Dir vorstellen, wie schön es ist, wenn ein ganzes Land gleichzeitig im Frühling erwacht? In den ersten Apriltagen feiern wir das Fest der Kirschblüten. Wenn sich über Nacht die Knospen geöffnet haben, sind die Städte und Dörfer in eine Wolke des Duftes und der Freude gehüllt. Jedermann zieht hinaus ins Freie und versammelt sich unter den Kirschbäumen zu großen, fröhlichen Picknicks.»

Einmal kam Setsuko auf den hübschen Gedanken, wir könnten uns Blumen senden. Seither legen wir in unsere Briefe gepreßte einheimische Pflanzen und führen ihre genaue Bezeichnung an. Wir versuchten es auch mit Blumensamen, aber wir hatten kein Glück. Meine Enziane wollten nichts von Luftveränderung wissen, und den japanischen Winden behagte das Klima auf meinem Balkon nicht.

Jeder Brief, der zu mir kommt, ist wie ein Fernrohr, durch das ich ein Stück fremdes Leben ganz aus der Nähe betrachten kann. Ich werde mit Lebensweisen und Gewohnheiten bekannt, von denen ich sonst kaum eine Ahnung hätte. Manches Problem, das meine Brieffreundinnen antönen, ist auch mir vertraut. Anderes wieder bleibt mir fremd. Der Reiz des Fremdartigen aber haftet an allen diesen Briefen: an jedem hängt etwas vom Duft fremder Häuser, fremder Gärten, einer fremden Stadt.

Bauknecht-Gefriertruhen

— alle mit 70 Liter Schnellgefrierfach
— höchste Kälteleistung (—34 °C) bei geringem Stromverbrauch



Bauknecht

Fabrik und Generalvertrieb
Elektromaschinen AG
5705 Hallwil Telefon 064 54 17 71

Ambra für die Feinwäsche

Merker
Die berühmte Merker Bianca
mit Programmtasten und
Temperatursteuerung hat wieder 2 überragende
Neuerungen
Neu: Kochverlängerungstaste
Neu: vollautomatische
Veredlerzugabe
Darum weiche... weisse...
herrlich frische
Wäsche wie nie zuvor
Merker
Bianca
Das Schweizer
Qualitätserzeugnis
von Merker AG, 5401 Baden
Verkauf und Beratung
in Zürich, Bern,
St. Gallen, Basel auch
durch Sanitas AG
Verlangen Sie
auch den
Prospekt
vom neuen,
befestigungsfreien
Modell
Merker 4800